

**Zeitschrift:** Vox Romanica  
**Herausgeber:** Collegium Romanicum Helvetiorum  
**Band:** 31 (1972)

**Artikel:** Hugo Schuchardt an Jakob Jud  
**Autor:** Heinimann, S.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-25303>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 06.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Hugo Schuchardt an Jakob Jud

fünf unveröffentlichte Briefe, eingeleitet und herausgegeben von S. Heinimann

«Wie man auch die Wissenschaft klassifizieren mag, die Wirklichkeit zeigt uns keine zwei Köpfe mit vollständig gleichem wissenschaftlichen Inhalt; vom Quantum nicht zu reden, auch das Quale ist verschieden, dem Zusammenhang gemäß in dem es eingebettet ist. Daraus könnte eine neue Wissenschaft erblühen, eine psychologische Hülfswissenschaft: die Erforschung des Forschers.» Hugo Schuchardt, der diese Sätze gegen Ende seines Lebens schrieb<sup>1</sup>, hat selbst nicht wenig beigetragen zur Aufhellung der Geschichte der Sprachforscher, hat er dem Leser seiner Schriften doch immer wieder Einblick gegeben in sein eigenes Denken, in seine Grundauffassungen. In der Überzeugung, daß «die Geschichte der Wissenschaft die der Forscher ist, wie die Geschichte der Kunst die der Künstler»<sup>2</sup>, legte der Grazer Meister großen Wert auf die «Selbsterschließung» des Gelehrten<sup>3</sup>. «Wie der Doktorand verpflichtet ist, seiner Abhandlung einen ‘Lebenslauf’ beizulegen, so sollte der Forscher in der Reife der Kraft zwischen seine Fachschriften ein Blatt einlegen, auf dem in großen, glatten Zügen sein Glaubensbekenntnis stünde. Ich meine natürlich das wissenschaftliche ...»<sup>4</sup> Der Gedanke der Selbstdarstellung findet sich, leicht variiert, noch an weiteren Stellen des umfangreichen Œuvres, und 1925 entwirft der 83jährige Gelehrte in seiner Schrift *Der Individualismus in der Sprachforschung* das Bild seiner wissenschaftlichen Persönlichkeit, «nicht sowohl wie sie ist, als wie sie geworden ist»<sup>5</sup>. Schon rund 10 Jahre vorher bat ihn der um 40 Jahre jüngere Jakob Jud, seinen Werdegang in brieflicher Form darzustellen. Der Wunsch wurde erfüllt. Die autobiographischen Briefe, die sich über die Jahre 1916–1919 erstrecken, sind gleichsam ein Vorentwurf zur späteren Selbstdarstellung. Die biographischen Einzelheiten sind dem Leser des *Breviers* zu einem großen Teil bekannt. Elise Richter hat sie nach Schuchardts Tod mit manchen Ergänzungen erneut dargestellt<sup>6</sup>. Eine ihrer

<sup>1</sup> *Der Individualismus in der Sprachforschung*, SBWien 204 (1925), 7; abgedruckt in: *Hugo Schuchardt-Brevier. Ein Vademeum der allgemeinen Sprachwissenschaft*, zusammengestellt und eingeleitet von LEO SPITZER, 2. erweiterte Auflage, Halle 1928, p. 420s.

<sup>2</sup> *Sprachgeschichtliche Werte*, in ΣΤΡΩΜΑΤΕΙΣ, Grazer Festgabe zur 50. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, Graz 1909, p. 156 (= p. 2 des Sonderdruckes).

<sup>3</sup> *Der Individualismus in der Sprachforschung*, p. 7 (= *Brevier*, p. 421).

<sup>4</sup> *Brevier*, p. 408s. (aus der Anzeige von Saussures *Cours*).

<sup>5</sup> *Der Individualismus in der Sprachforschung*, p. 7 (= *Brevier*, p. 421). Autobiographisch sind auch seine *Bekenntnisse und Erkenntnisse*, in: *Wissen und Leben* 13 (1919), und manche Seiten in dem frühen Sammelband *Romanisches und Keltisches*, Berlin 1886. Vereinzelte Hinweise finden sich in andern Schriften.

<sup>6</sup> ASNS 154 (1928), 224–258.

Quellen waren dabei die Briefe an J. Jud. Wenn wir heute aus den 32 Schuchardt-Briefen, die sich in Juds Nachlaß gefunden haben, fünf auswählen und hier erstmals veröffentlichen, so möchten wir damit das Andenken an den Zürcher Gelehrten ehren, der vor 20 Jahren, am 15. Juni 1952, gestorben ist<sup>7</sup>. Aus den Briefen spricht die Hochschätzung des Verfassers für den damals noch nicht 40jährigen Empfänger. Wann sie sich kennen lernten, wissen wir nicht. Wohl kann man aber aus den Briefen ersehen, daß spätestens seit 1916 eine echte Freundschaft, nicht bloß gemeinsame fachliche Interessen, die beiden Forscher verband. Auch die politischen Meinungsverschiedenheiten, die gegen Ende des Krieges und nach dem Waffenstillstand deutlich zu Tage traten, vermochten die freundschaftlichen Beziehungen nicht zu trüben. Die Veröffentlichung der Briefe rechtfertigt sich aber, so scheint uns, ebensosehr von Schuchardt her. Leo Spitzer, dem wir das von J. Jud angeregte *Brevier* verdanken, hat zwar der gelehrten Welt Schuchardt auch als Briefschreiber nahezubringen gewußt. In Band 21 der *Revue internationale des études basques* (1930) hat er die Briefkunst des Meisters charakterisiert und aus den an ihn selbst gerichteten Briefen 45 Stellen ausgewählt. Er hat jedoch keinen vollständig wiedergegeben. So glauben wir, mit dem Abdruck von vier ungekürzten und einem gekürzten Brief das Bild des Grazer Gelehrten zu ergänzen, dessen Persönlichkeit dem Leser vielleicht nirgends so unmittelbar entgegentritt wie in diesen Schriftstücken. Schließlich erfüllen wir damit auch einen geheimen Wunsch des Verfassers, der im Mai 1921 an Spitzer schrieb: «Es ist merkwürdig, das Briefschreiben wird mir noch saurer als alles andere Schreiben ... Wenn ich nun doch, besonders an Sie und Jud, nicht nur wirkliche, sondern auch lange Briefe schreibe, so geschieht dies keineswegs nur um den Wünschen meiner Empfänger zu entsprechen, sondern auch um einem Drang zu genügen. Ich möchte so manches ins richtige Licht setzen, auch wenn das niemanden interessiert, keinem zur Freud, keinem zum Leiden.<sup>8</sup>»

Die Briefe, die wir nicht abdrucken – der letzte ist vom 8. Mai 1922 –, handeln von wissenschaftlichen Neuerscheinungen, von etymologischen Problemen, von Grundfragen der Sprachwissenschaft, von geplanten Arbeiten; gelegentlich enthalten sie auch autobiographische Angaben (so über das Verhältnis zu G. Paris, über die frühe Begeisterung für das Rätoromanische usw.). Immer wieder kommt dazwischen unmittelbar Menschliches zum Ausdruck. In manchen spiegeln sich die Ereignisse des ersten Weltkrieges und der Nachkriegszeit. Sie geben Anlaß zu Klagen und Hoffnungen. Die Frage der Kriegsschuld und der Neuordnung Europas bewegt den

<sup>7</sup> Wir drucken die Briefe mit dem ausdrücklichen Einverständnis von Herrn Dr. Jakob Jud (Zollikon/Zürich) ab. Leider sind die Briefe seines Vaters an Hugo Schuchardt verloren.

<sup>8</sup> *Revue internationale des études basques* 21 (1930), 3 N. – Wir geben die Briefe in der Originalgraphie mit der Schuchardt eigenen Interpunktions wieder. Kleine Versehen bessern wir, ohne es ausdrücklich zu vermerken. Abkürzungen lösen wir meist auf, um den Text leichter lesbar zu machen. Was Sch. unterstreicht, ist kursiv gesetzt.

Schreiber. Wenn ihn die Zeitereignisse auch sehr bedrücken, so geht ihm doch darüber der Humor nicht verloren. Sein Verhältnis zu Jakob Jud faßt er am 9. Februar 1922, nach Erscheinen des *Breviers*, in die Worte: «Sie, lieber Freund, überschätzen mich in geistiger Hinsicht; aber Sie haben mich *gegründet* – das ist keine leere Redensart – und Gründer überschätzen immer ihre Gründungen.<sup>9</sup>»

Graz, 29. Mai '17

Lieber Freund,

Vergeblich habe ich darauf gewartet daß ich mich wohler und muntrer fühlen würde; nichtsdestoweniger will ich meinen Brief von neulich<sup>10</sup> fortsetzen weil ich sonst nicht mehr zu trennen wüßte was ich Ihnen schon geschrieben habe und was ich erst zu schreiben beabsichtigte. Ich habe in meiner Vergangenheit gedanklich herumgewühlt und muß nun noch bestimmter als erst erklären daß weder Diez noch ein anderer «einen wirklich entscheidenden Einfluß auf meine Studienrichtung ausgeübt hat». Das heißt: in Person – ich lernte ihn ja erst 1864 kennen; wohl aber haben mich seine Schriften beeinflußt, aber auch erst nachdem mich der Zauber des Trierer Vulgärlateins schon gefangen genommen hatte. Die alten Steine haben mich – zwischen 1862 und 1864 – in die Arme von Diez getrieben (neben seinen Büchern war wohl das von Corssen «Über die Aussprache ...»<sup>11</sup> dasjenige was mir, von den Inschriftenwerken abgesehen, am nächsten lag); deshalb bezeichnete ich ihn in der Widmung meines «Vokalismus» als meinen Lehrer, worüber mir Ritschl seine ungehaltene Verwunderung aussprach – ich hätte ja nie bei Diez gehört<sup>12</sup>. Aber mir war «Schule» in dem Sinne wie man es zu nehmen pflegte, von jeher, besonders aber seit den Ritschelianern, zuwider und gerade deshalb hatte ich Diez als meinen Lehrer bezeichnet. Ritschl war aber, wie ich Ihnen schon sagte, mit meinem Geisteskind<sup>13</sup> darum so wenig zufrieden weil er so wenig darin seinen Geistesenkel wiederfand; für ihn war Vulgärlatein etwas anderes als für mich – auf das Engste an das von ihm so gründlich und scharfsichtig behandelte archaische Latein anzuschließen. Meine Ansicht über Schule finden Sie schon im Zentralblatt von 1877 Sp. 119 ausgesprochen: «Diez hat keine Schule gebildet ...» Der dritte Widmungs-empfänger sollte A. Schleicher sein; er lehnte aber dankend ab, aus irgendeinem für ihn schmeichelhaften, für mich nicht unschmeichelhaften Grunde; um nicht

<sup>9</sup> Ähnlich in einem Brief an L. Spitzer. Cf. *Brevier*, p. 12 N.

<sup>10</sup> Dieser Brief ist nicht erhalten.

<sup>11</sup> W. CORSSEN, *Über Aussprache, Vokalismus und Betonung der lateinischen Sprache*, Leipzig 1858/59.

<sup>12</sup> Schuchardt widmet seinen *Vokalismus des Vulgärlateins* (vol. I, 1866) «seinen hochverehrten Lehrern, den Herren Friedrich Diez und Friedrich Ritschl.»

<sup>13</sup> Gemeint ist natürlich *Der Vokalismus des Vulgärlateins*, im folgenden abgekürzt als *Vok.* – Über das Verhältnis zu Ritschl cf. den Brief vom 19.9.17.

mißverstanden zu werden, setze ich hinzu, es hing mit seiner Bescheidenheit zusammen. Hätte Schleicher auf mich bestimmt gewirkt, so wäre ich wohl Germanist geworden. Welche besonderen Anregungen er mir gegeben haben könnte, darüber habe ich schon vor einiger Zeit nachgedacht. Ettmayer nämlich fragte mich ob nicht etwa die Wellentheorie von Joh. Schmidt und meine entsprechende auf Schleicher zurückgingen. Wir haben uns aber wohl nie gesehen (meine Berufung nach Graz 1876 hat er veranlaßt) und schriftlich auch wenig, gewiß nicht über diese Sache verhandelt. Nach Meyers Konversations-Lexikon kam er nach Bonn mit mir zu gleicher Zeit, dann von dort nach Jena. Nun entsinne ich mich noch, daß Schleicher einmal auf einem der Spaziergänge die er manchmal mit seinen Zuhörern machte, uns oder vielleicht mir auseinandersetzte wie sich die Sprachen auf der Erde ihrer geographischen Lage gemäß gegeneinander abstuften; ähnlich wie die Floren – er trug ja gern die Botanik in die Sprachwissenschaft. Daß das einigen Eindruck auf mich machte, geht daraus hervor daß mir noch die Ecke des Tisches in dem Dorfwirtshause gegenwärtig ist, an dem das Gespräch stattfand. Aber es handelte sich ja nicht um eine geographische Abänderung zwischen nahe verwandten Sprachen, sondern um eine Anordnung ganz verschiedener Sprachtypen für die das Bild von Wellenzentren (Vok. III, 34) gar nicht paßt und, hätte mir die Schleichersche Auffassung<sup>14</sup> überhaupt irgendwie hier vorgeschwobt, so würde ich gewiß auf sie angespielt haben, und die betreffende Stelle wäre dann nicht als Nachtrag auf I, 83, sondern auf I, 78 ff. bezogen worden. Kurz, ich denke, ich habe mir die Sache aus den eigenen Fingern gesogen; selbst ein flüchtiger Blick auf die französischen und italienischen Mundarten in ihrer Verteilung mußte zu dem Ergebnis führen. Also, um zusammenzufassen, ich fühle mich wesentlich als Autodidakt; ich habe es immer geliebt, einsame Wege zu wandeln und wenn ich an einem Landhäuschen vorbeikomme, an dem die Worte stehen: *Parva, sed mea*, so fühle ich mich sehr angeheimelt. Nun genug von dieser Selbstbetrachtung, hoffentlich ist es keine Selbstberäucherung.

Wie gerne würde ich gerade jetzt mich mündlich mit Ihnen unterhalten, nicht bloß deshalb etwa weil der schriftliche Ausdruck meinem dummen Kopf etwas sauer wird. Ich bin dabei meine verschiedenen Steckenpferdchen zusammenzuspannen d.h. meine wissenschaftlichen Anschauungen in größere Einheitlichkeit und Klarkeit zu bringen als ich das bisher vermocht habe.

30. Mai

Besonders läge mir daran mich mit Ihnen über die «Klassifikation» zu verständigen; denn es kann sich nur um Mißverständnisse handeln. In diesem Augenblicke vermag ich nicht – es ist aber die mir nächst vorliegende Aufgabe – das was ich selbst und Andere

<sup>14</sup> Dazu bemerkt Schuchardt am Rand: «ich bin ihr übrigens kürzlich in einem älteren Werk (Whitney ?) begegnet.»

darüber geschrieben haben, wieder zu lesen. Also noch nicht festzustellen wie weit der Sch. von 1917 noch der von 1870 ist<sup>15</sup>. Habe ich wirklich die Unmöglichkeit einer Klassifikation der romanischen Mundarten behauptet? Mir schwebt vor: nur die Unmöglichkeit einer einzigen bestimmten; Sie nehmen ja auch *zwei Arten* der Klassifikation an. Bei mir würde es sich aber um die Verschiedenheit der Kriterien handeln; warum sollen denn die *Laute* durchaus maßgebend sein? Das Studium der *baskischen* Mundarten hat meine Vorstellung von mundartlicher Verschiedenheit sehr modifiziert. Ihren geschichtlichen Auffassungen pflichte ich durchaus bei; ich habe selbst nachdrücklich hervorgehoben daß Rom im Mittelalter sprachlich zum Süden gehörte, erst später toskanisiert wurde – das Altromaneske hatte mich schon 1868 darauf geführt. Aber wenn wir diesen Weg betreten wollen, so gelangen wir nicht zu einer doppelten, sondern einer mehrfachen Verschiedenheit; alle paar Jahrhunderte haben die innern Grenzlinien der Romania anders ausgesehen. Die Frage die mich in erster Linie beschäftigt, ist eine ganz allgemeine: welches Verfahren haben wir zu befolgen um eine Gruppe *geschichtsloser* Mundarten zu ordnen oder von Mundarten, deren Geschichte wir zunächst nicht berücksichtigen wollen? Ich bitte Sie nun möglichst bald – die Postbeförderung nimmt so viel Zeit in Anspruch – auf diese Frage zu antworten: besteht wenn man in Frankreich oder Italien eine nord-südliche oder ost-westliche Linie zieht, sprachliche Kontinuität oder nicht? Das heißt, ist die Differenz zwischen *a* und *z* nicht größer als die zwischen zwei anderen Punkten der Linie, *a* und *m*, *m* und *z*, *a* und *b*, *b* und *z* usw.? Daß diese Kontinuität keine gleichmäßige ist (die Differenzen können ja auch zwischen naheaneinander liegenden Punkten sehr groß sein, also als Dialektgrenzen angesprochen werden), gebe ich ja natürlich zu, aber das hindert doch nicht die Berechtigung meiner Betrachtungsweise; sehen wir z.B. a b c d e f g h, so gehören zwar *a b c d* einer- und *e f g h* anderseits

— — — — — — — —

eng zusammen, und doch ist die Differenz zwischen *a* und *h* größer (6) als die zwischen den beiden Gruppen, *d* und *e* (4). – Wenn Ihnen meine Anzeige von Saussure nicht sehr zusagt, so kann das nur auf der Verschiedenheit unserer Anschauungen beruhen; ich kann mich mit der Gegenüberstellung von *Diachronie* und *Synchronie* nicht befrieden, weil sie sich nicht innerhalb der Wissenschaft hält (Forschung: Lehre)<sup>16</sup>.

<sup>15</sup> Am 30. April 1870 hielt Schuchardt in Leipzig seinen Probevortrag «Über die Klassifikation der romanischen Mundarten». Erst 30 Jahre später veröffentlichte er ihn unverändert (Graz 1900).

<sup>16</sup> Jud hat Schuchardt gleich nach dem Erscheinen ein Exemplar von F. DE SAUSSURES *Cours de linguistique générale* geschickt. Am 28. August 1916 dankt Schuchardt dem Geber und schreibt u.a.: «Ich habe bisher nur Zeit gehabt das Buch aufzuschneiden, kann also noch kein Urteil fällen. Es macht mir einen sehr gewinnenden Eindruck ... Saussures Buch wird mir lebhafte Anregung gewähren und reichen Nutzen wenn ich noch dazu komme – wie ich seit langer Zeit plane – meine Anschauungen allgemeinsprachwissenschaftlicher Art in einer kurzen Schrift zusammenzufassen.» Jud hat dann offenbar Schuchardt angeregt, etwas über Saussures *Cours* zu schreiben. Im Brief vom 25. Sept. 1916 heißt es: «Ihre Anregung bezüglich Saussure ist auf fruchtbaren Boden gefallen, da ich jetzt ein ganz klein wenig mehr Stimmung und Kraft als in dem mich stets erschlaffenden Sommer

Den «gewaltigen Anreiz» im Allgemeinen, den das Buch gibt, habe ich doch gewiß nicht verkannt oder verschwiegen; was ich sonst von Besprechungen gelesen habe, äußert sich viel zurückhaltender. – Zu der «Milz» hat sich noch mancherlei ergeben was ich an L. Spitzer geschickt habe, der es in seiner Anzeige meines Aufsatzes um die ihn F. Neumann ersucht hat, verwerten wird<sup>17</sup>. Ihre Hinweise wegen des *f* von *mœuf* sind sehr beachtenswert; ich hatte auch an südfranz. *mœuf* blaß, entfärbt, *mœuro* = *mauro* malvenfarbig gedacht. Arag. *banzo* überrascht mich (den Boraò habe ich jetzt nicht zur Hand), nicht das *n* (vgl. *minza*, *spienza*). Die Geographie erhebt freilich mancherlei Einsprache, aber es ist doch nur die heutige; müssen wir nicht beständig mit dem Untergang von zahlreichen Zwischenformen rechnen? Was die keltischen Wörter in Rätien anlangt, so erinnere ich an *mac* Sohn, dessen keltischen Ursprung Meyer-Lübke mit Unrecht zurückweist; die Tenuis in diesem Wort ist verdoppelt und hat nach H. Pedersen I, 127 die Labialisierung vor *s* und *t* verloren: *mechdeyrn*, *Machtiern*, wohl aber noch sonst, vielleicht mundartlich; vgl. *Maccus* als altbrit. PN ebd. I, 477. Gehen Sie doch der Sache nach; mir fehlt es jetzt an Zeit und Kraft.

Herzlichst Ihr H. Schuchardt

Graz, 6.9.'17

Lieber Freund,

Ich setze meinen Brief vom 1./3.9. fort<sup>18</sup>. Im Anschluß an das zuletzt Gesagte, möchte ich bitten über meine französische Aussprache doch nicht allzuschlecht zu denken (ich beurteile mich überhaupt aus weiter Zeitferne vielleicht eher zu pessimistisch als das Gegenteil); man hat öfters meinen guten «accent» gelobt, dann und wann allerdings auch gefragt: «Monsieur est Alsacien?» Ich glaube aber nie etwas gesprochen zu haben (à la Gyp), wie *bas tu dout*. In dieser Hinsicht ist das französische Gehör noch schlechter als die deutsche Aussprache. Und wie steht es mit den romanischen Diplomaten? D. Juan Valera's Französisch klang sehr spanisch; das

besitze. Kurz, die Sache liegt mir ...» Schuchardts Anzeige des *Cours* erschien 1917 im *Literaturblatt für germ. und rom. Philologie*. Sie war bereits redigiert, als Schuchardt am 1. Febr. 1917 an Jud schrieb: «So ist denn auch die Sprachwissenschaft in der Tat für mich nur die Wissenschaft vom Sprachgeschehen, – der Ausdruck Sprachgeschichte ist zu eng. Die Sprache in der Ruhe, Typus, System, mutet mich fremdartig an; deshalb vermag ich mit Saussures Synchronie [Schuchardt schrieb irrtümlich *Diachronie*, korrigierte dann im nächsten Brief] nichts anzufangen: wohl aber in der Gestalt in der sie sich bei Bally zeigt, als Stilistik ...» Am 13. Februar 1917 dankt Schuchardt Karl Jaberg für die Zustellung seiner Rezension des *Cours*, stellt fest, daß sie beide im Urteil großen Teils übereinstimmen und fügt bei: «Für mich ist die Saussures Synchronie entweder Diachronie oder überhaupt nicht Wissenschaft, sondern Praxis, Unterricht.»

<sup>17</sup> Schuchardts Aufsatz *Zu den romanischen Benennungen der Milz* erschien 1917 in den *Sitzungsberichten der Berliner Akademie*, Spitzers Resenzion im *Lbl. 38* (1917).

<sup>18</sup> Der Brief vom 1./3. Sept. 1917 fehlt. – Am Rand vermerkt Schuchardt die Jahrzahlen seiner Gymnasialzeit von Quarta bis Selecta (1851–59).

*s* in *rose* z. B. wie das spanische *s* in *rosa*. Ich weiß nicht ob es mit *Nigra* besser stand, sprach er doch sein Italienisch mit piemontischer Aussprache (z. B. vorlesend *sinqüe* für *cinque*). *Naturam non expelles furca*; es gibt Notwendigeres einzutrichtern. – Wenn ich als Kind zur Belustigung Erwachsener *Urine* für *Ruine* sagte<sup>19</sup>, so war das ein Sprechfehler, der sich aus der Abneigung gegen *U vók.* erklärt, die sich auch in der an mehreren Orten selbständige aufgekommenen Aussprache *Insulenza* offenbart hat. Ein Gehörfehler aber war das *crelœur*, das ich Jahre hindurch aus dem von meiner Mutter in deutscher Rede häufig gebrauchten *crève-cœur* hörte – erst als Erwachsener entdeckte ich daß das Wort mit *v* geschrieben wird. Nun in meinem Alter bin ich schwerhörig genug um negative phonetische Studien machen zu können; beim Hören fremder Wörter oder Eigennamen erweise ich mich oft als dentaltaub, d. h. verhöre mich bei *s*, *t*, *d*, die ja alle bei uns lenes und stimmlos sind. Dabei habe ich nun eine zwar nicht linguistische sondern psychologische Beobachtung von einiger Tragweite gemacht. Neulich hörte ich kurz hintereinander: *Futter auf dem Eis* statt *Butter* und *Milchkasten* statt *Milchkarten*; und ich schalt mich aus solche Unsinnigkeiten gehört zu haben<sup>20</sup>. Da fiel mir ein daß es mir mit meiner schließlich recht schwerhörigen Mutter ähnlich gegangen war. Leute mit gutem oder leidlichem Gehör ergänzen oder verbessern einfach das lautlich unvollkommen Aufgenommene (ähnliches geschieht ja beim Lesen); der Schwerhörige aber sieht zunächst vom Verständnis ab und denkt nur an die Aufnahme des Lautes. Für Lauterscheinungen hatte ich in meiner Kindheit kein besonderes Interesse; nur eine Metathese: *du kärrscher Nirl* welche zwischen mir und einem Spielkameraden fiel, hat mir einen unauslöschlichen Eindruck gemacht. – Alles dieses soll nur dartun daß mein auch in jungen Jahren nicht allzu scharfes Gehör, wozu dann später meine Neurasthenie (leichte Ermüdbarkeit, Versonnenheit u. dgl.) kam, mich zur Wissenschaft mehr auf dem Wege der *Schrift*, als dem der Rede brachte, oder ich könnte noch bestimmter sagen, die «Buchstaben» (von Diez) führten mich zu den Lauten. Ich lernte zuerst französisch lesen und zwar bei M<sup>me</sup> Dufrênes (so finde ich den Namen immer geschrieben; sie war wallonischer Herkunft), bei der im Sommer 1845 mein Unterricht begann. Deutsch lesen lernte ich angeblich von selbst; dann machte ich einen vorzeitigen Angriff auf das griechische Alphabet. Die Hieroglyphen aber erfreuten sich meiner höchsten Verehrung, und zwar als ich noch auf dem Boden herumkroch. Ich kannte sie eigentlich nur schwarz auf hellbraun, von der Zuckerdose meiner Großmutter, und in Stein gehauen, von dem Portal über einem Springbrunnen her – wohl gänzlich Erzeugnisse der Phantasie. Später, etwa im 12. Jahre, trat ich ihnen näher, als ich Seyffarths Buch kennen lernte; glücklicherweise verirrte ich mich nicht

<sup>19</sup> Dazu bemerkt Schuchardt am Rand: «Eben sagt mir Freund Pogatscher, er habe vor Jahren von einem hiesigen Bauern *Urine* für *Ruine* gehört.»

<sup>20</sup> Hier steht am Rand das Datum 7.9.

allzutief in diese Verirrung. Schon von allem Anfang also spürte ich die Wirkung der Schrift in der Form, in der sie mich lange Jahre hindurch elektrisierte, als *Inschrift*. Dieses ist das Reizwort meiner ersten Jugend. Ich war, glaub' ich, neun Jahre alt, als ich einen Aufsatz (im Ausland?) über die Osterinsel<sup>21</sup> von rätselhaften Inschriften las und mich sofort hinsetzte um meinerseits einen Aufsatz darüber abzufassen.

(Ich mache hier eine längere Einschaltung: sonst vergesse ich etwas was für das Verständnis meiner Arbeitsweise von Bedeutung ist. Ich bin einer der schlechtesten Leser, die es gibt – ich spreche nur von wissenschaftlicher Literatur. Aufsätze, Abhandlungen von bescheidenem Umfang, dünne Hefte habe ich wohl von Anfang bis zu Ende durchgelesen; dicke Bücher kaum, von fremdsprachlichen etwa abgesehen. Meine stolzeste Leistung war Petöfis gesamte Dichtungen (700 Seiten) in der Ursprache, die ich hintereinander erledigte. Ich habe mich sonst viel mit dicken Büchern herumgeplagt, so z. B. bei meinem Eintritt in die Universität mit Scheidlers Hodegetik, wo dem Studenten gepredigt wird was er tun und lassen soll. Solche Bücher können einen gewissenhaften Menschen verrückt machen. Ich bin mein ganzes Leben lang wie die Amseln im Zickzack durch meinen Garten, so durch die Wissenschaft gesprungen und habe hie und da ein Körnchen aufgepickt. Nicht, wie ich lange gemeint habe, trägt die Neurasthenie die Schuld daran, auch nicht die Oberflächlichkeit, sondern im Gegenteil der übertriebene Gründlichkeitstrieb, mit dem ich ein Buch in die Hand nehme. Ich stoße bald auf etwas was ich mir nicht klar machen kann oder auf etwas was meinen Widerspruch herausfordert und bleibe entweder stecken oder verirre mich auf Seitenwege. Meine Mutter, die in ihren Tagebüchern viele, aber nur ganz kurze Sätze über mich schreibt, trägt zum Jahre 1849 nach: «Der Kandidat B. (bei dem ich mit einem anderen Knaben in diesem Jahre Unterricht zu erhalten begann) schreibt: Kaum war er in die ersten Anfänge der lateinischen Sprache eingeführt, so machte er sich auf eigene Hand an die griechische Grammatik und trug sich mit dem Entwurfe einer Umarbeitung derselben herum.» Dieser grotesken Mitteilung liegt etwas Wahres zugrunde dessen ich mich noch deutlichst entsinne. Ich beschäftigte mich mit Bosts Griechischer Grammatik, lange bevor mir das zur Pflicht gemacht wurde, und nahm mir vor, Schritt für Schritt darin vorzurücken. Aber gleich zu Anfang stieß ich auf einen Widerspruch; es gab vier griechische Hauptmundarten und ebenso vier Hauptstämme, darunter die Achaier, aber ich suchte vergebens nach einer achiischen Mundart. Fragte und stöberte herum – ohne Erfolg, und so kam das ganze Studium zum Stillstand. Ich habe meinen Mangel an geduldiger passiver Rezeptivität immer als etwas Pathologisches betrachtet und mich nicht mit Goethe zu trösten gewagt, der eigenem Geständnis zufolge kein einziges Buch zu Ende gelesen hat. Jetzt, am Ende meiner Tage, gebe ich mir Recht: die dicken Bücher können, in gewissen günstigen Fällen, durchgelesen werden (kaum

<sup>21</sup> Nach *Osterinsel* steht das Datum der Fortsetzung des Briefes: 8.9.

aber solche wie Dittrichs Sprachpsychologie I), aber sie brauchen es nicht. Sie alle, nicht bloß die Wörterbücher, sind Nachschlagebücher; jeder entnehme daraus was er für seine Zwecke braucht. Warum sollte ich mich so zum Sklaven des Verfassers machen, daß ich ihm in seiner Systematik, seiner Anordnung folge? Ich wetze augenblicklich mein stumpfes Messerchen, um «Subjekt und Prädikat», wie man so gustos sagt «anzuschneiden» und da wandle ich durch die Parks von Humboldt, Steinthal, Wundt, Marty usw., und lasse rechts und links alles liegen was mich nichts angeht. – So, und nun fahre ich in dem Unterbrochenen fort).

Im Sommer 1854 schrieb ich (geographischer Entfernungen und väterlicher Anschauungen zum Trotz) von Bayreuth aus an meinen Vater: «Ich habe große Lust nach Miltenberg am Main zu reisen da ich zuhause von den 4 großen Riesensäulen bei Bullau auf dem Hennberg mit wunderlicher Inschrift die kein Gelehrter entziffern kann, gelesen hatte.» Aber auch entzifferbare Inschriften, besonders wenn sie in Mönchsschrift waren, fanden Gnade vor meinen Augen, sogar Hausinschriften nach der Reformation. Darüber könnte ich mancherlei erzählen. Nur eine Kleinigkeit. Bei meinen täglichen Wanderungen ins Gymnasium (amtlich «G. illustre», volkstümlich «das Kloster», weil es früher ein Augustinerkloster war) sah ich kurz vor dem Eingang über meinen Häupten in dem schwarzbraunen Gemäuer eine vertiefte Inschrift die ich mich vergeblich bemühte zu entziffern. Da an einem schönen Wintertag sah ich auf einmal die Inschrift ganz deutlich weiß auf schwarz, es hatte leise hineingeschneit<sup>22</sup>; kein Liebhaber ist beglückter wenn ihm sein Liebchen, zu dem er lange nach dem Gitterfenster sehnsüchtig hinaufgeschaut hat, eine Rose herabwirft. Die Inschriften waren aber schließlich doch nur der Mittelpunkt, gewiß nicht der alleinige Ausgangspunkt einer fast krankhaften Schwärmerie fürs Mittelalter. Ich entsinne mich meiner damaligen Gedanken und Gefühle noch sehr genau; zum Überfluß finde ich bei meinem Herumkramen in altem Geschreibsel – culpa tua! – ein Bruchstück: «Burgzerges Kämmerlein (Traum eines Romantikers)». Da heißt es: «O könnte ich einen Tag in jener Zeit verleben als diese Burg noch stand!» ... «Phantasie, die du ... laß mich einen Tag vor Jahrhunderten genießen!» Usw. Der Höhestand dieser Leidenschaft fällt wohl in mein 10.–12. Jahr, wenigstens stellt dieser Zeitraum den Tiefstand meiner Schulleistungen dar. Ich hatte nichts im Kopf als das Mittelalter (und die ältere Neuzeit); des letzten Königs von Thüringen Hermanfrids Untergang ergriff mich so daß ich ihn beinahe dramatisiert hätte, ich lag über den Chroniken von Sagittarius, Pfefferkorn u.a., über den Sagenbüchern von Bechstein usw., ich beschaute Stammbäume und Wappen, konterfeite die Grabmäler der alten Landgrafen ab, kopierte Pergamenturkunden, besuchte Ruinen (besonders die der drei Gleichen), forschte in der Umgegend Gotha nach Spuren der im Bauernkrieg zerstörten Dörfer usw. Aber ich war ein sehrträumerischer, unpraktischer

<sup>22</sup> Am Rand ergänzt Schuchardt: «und ich las nun 'anno Domini MCCL...'».

Forscher – ich erwähne dies, weil mir bis zu einem gewissen Grade das verblieben ist – ich traute mich nicht bei Fremden mich nach dem und jenem zu erkundigen; ich fürchtete unhöfliche Antworten oder lächerlich zu werden. Ich war verschüchtert, besonders seit mein Vater sein Wort, das Geheimnis eines von mir gegründeten Vehmgerichtes zu wahren, schnöde gebrochen hatte. Nach alledem hätte die Germanistik gegründete Anwartschaft auf mich gehabt. Auch waren meine Blicke fast immer nach dem Norden gerichtet; Skandinavien, Island, vor allem Thule waren die Ziele meiner Sehnsucht. Das erste Buch das ich, ein kleiner Knirps, von der herzoglichen Bibliothek entlehnte, war eine Edda; bald folgte Grimms Deutsche Mythologie. Mein Interesse am Holländischen wurde durch die holl. Aufschriften auf den Päckchen erregt, in denen mein Vater den Tabak bekam. Nun habe ich auch wirklich eine germanistische Abhandlung aus meiner Schulzeit wieder entdeckt: Epistel an Frl. Karoline von Thümmel über die Walddialekte in hiesiger Gegend (Mai 1858). Die Hauptsache war mir allerdings der schöne Stil; aber einiges Bemerkenswerte steht doch darin. Ich fand Anklänge an Plattdeutsch und Englisch im Ruhlschen und Steinbachschen. «Analuges findet sich jedoch auch im Thüringer Dialekt überhaupt indem sich bei uns die englische Partizipialendung *-ing* in Formen wie *lachening*, *stehning* zeigt. Im Zusammenhang damit scheint die weitverbreitete Umlautung des *nd* (und *nt*) in *ng* zu stehen: *Hängerche*, *Kengskenge* sagt der Steinbacher statt *Händchen*, *Kindeskinder*.» Aber ich hätte ähnliche Fälle aus meiner Gothaer Mundart anführen können z.B. *komm emal runger* (*ng* = gutt. *η*). Diese Lauterscheinung ist mir immer nachgegangen; ich habe mich ihrer erinnert als ich im Baskischen (Baskisch und Romanisch 17) *ng* (dieses allerdings = *η + g*) = *nd* feststellte. Ob aber jene Bezugnahme aufs Englische wirklich auf meinem Miste gewachsen ist? Ich finde sie wieder in dem zehn Jahre später erschienenen Buche meines Lehrers Karl Regel, Die Raklaer Mundart (1868), und Regel lehrte uns in der Selecta ein ganz klein wenig Englisch; doch sollte er nur gleich in allem Anfang mit solchen Sprachvergleichungen gekommen sein?

Da ich aufs *Englische* geraten bin, so will ich es gleich abtun. Ich habe nie ein inniges Verhältnis dazu gehabt; ich wurde früh mit ihm bekannt, aber nur oberflächlich, es war mir zu leicht und zu ordinär, jeder Ladenschwengel befaßte sich damit. Die Aussprache widerstand mir aufs äußerste. Ich habe es nur einmal *con amore* getrieben; im Winter 69/70, als ein Trupp amerikanischer Fräuleins in Gotha weilten. Das hinderte nicht daß ich Shakespeare vergötterte, besonders nachdem ich Dawson als Richard III und den Neger Ira Aldridge als Othello gesehen hatte. Mein Lieblingsstück war aber Macbeth (als Lektüre). Byrons Sonnet on Chillon übersetzte ich aus Liebe zur rom. Schweiz<sup>23</sup> (das Bild von Chillon schwebte mir lebhaft vor). Hier der Schluß:

<sup>23</sup> Schuchardts Mutter war bekanntlich eine geborene Bridel, Nichte des Doyen Ph. Bridel, Pfarrer in Montreux (†1845), dessen *Glossaire du patois de la Suisse romande* 1866 von L. Favrat posthum ediert wurde.

Chillon! ein heil'ger Raum ist dein Verließ  
 Und deine düstre Flur ist ein Altar,  
 Denn bis er wie im Rasen Spuren ließ,  
 Betrat dein kaltes Pflaster Bonnivard.  
 Mag keiner diese Zeichen je vernichten,  
 Sie schrein zu Gott, die Tyrannie zu richten.

Das *Französische* war mir, von den Aussprachequälereien in der Kindheit abgesehen, immer als eine Art Familiensprache angenehm; doch war damit keine stärkere wissenschaftliche Anregung verbunden. Ich spielte gelegentlich in einem französischen Lustspiel mit u.dgl. Einen trefflichen Privatunterricht erhielt ich, zusammen mit meinem Freund K.v.Sch. bei dem Elsässer Schwob-Dollé, der Lehrer am Gymnasium war. Von einem Schweizer Glossar erhielt ich eine, allerdings sehr dürftige Vorauswahl in dem Anhang zum «*Sauvage du Lac d'Arnon*» von meinem Großonkel<sup>24</sup>. Bei der Genesung von einer schweren Krankheit (1857) entzückten mich Töpfers *Voyages en zig-zag*. Ich kehrte in späterer Zeit zu ihnen zurück und merkte mir daraus auffällige Worte an, wie *rebouiller*, *procillon kirchmüssé*, *beefsteakement*, *procillon*, (*c'est cela qui est*) *castor*, *avec sa titus*, *les no no*, *les ui ui* (die beiden Klassen der Engländer), *démantibuler* (woher das *t*?) usw.

(Beiläufig wie erklären Sie das in westschweiz. Zeitungen vorkommende *mache* für *boche*?)<sup>25</sup>

Daß ich mich für die *alten Sprachen* interessierte, geht wohl aus der Privatlektüre hervor die ich gegen das Ende meiner Gymnasialaufbahn pflegte (einer unserer Lehrer las mit mir und meinem Secundus – ich war der Primus omnium – Rudloff Aristophanes)<sup>26</sup>.

Das *Hebräische* hatte es mir durch die Schrift angetan. Eine Sprache die von rechts nach links geschrieben wird, parbleu! Für meinen Paten Jacobi hatte ich die tiefste Bewunderung weil ich wußte, er verstand Hebräisch. Ich studierte es für mich; als ich es dann auf dem Gymnasium treiben mußte (als zukünftiger Philologe) machte ich – da wir einen recht schwächlichen Lehrer hatten – kaum noch Fortschritte.

Daran schloß sich das *Arabische* (de Sacy's Grammatik), worin ich es nur so weit brachte, ein und das andere Stück in einer Chrestomathie zu übersetzen. –Vergessen habe ich zu sagen daß ich mich auch mit *Spanisch* und *Italienisch* wohl etwas befreundet habe, besonders mit jenem, da in Gotha Keils Grammatik und eine Biblioteca

<sup>24</sup> PH. BRIDEL, *Le Sauvage du Lac d'Arnon. Esquisses*, Vevey 1837. Das Bändchen enthält einen Anhang von 12 Seiten: «Appendice. Explication étymologique de quelques termes de notre Patois roman, qui se trouvent dans le Sauvage du lac d'Arnon.»

<sup>25</sup> An einer leeren Stelle des dicht beschriebenen Blattes heißt es: «Als Blattfüller: Wie kommt das Zigeunerwort *camelin* Liebhaber ins Westschweiz. ? Vgl. span. zig. *camelar*, kabyl. *hemmel* lieben ~ altind. *kam-* dass.»

<sup>26</sup> Rudloff war, wie aus dem folgenden Brief zu ersehen ist, ein Schulfreund Schuchardts.

española erschienen waren<sup>27</sup>. – Dem *Wendischen* zulieb besuchte ich in Dresden die Kreuzkirche (?), um ganz verständnislos eine wendische Predigt mit anzuhören.

Die Wurzeln des *Baskischen* erstrecken sich vielleicht in meine frühe Kindheit zurück da ich die Weltkarte in Vossens *Odyssee*-Übersetzung mit tiefstem Interesse betrachtete. Es waren die Randvölker oder überhaupt alle rätselhaften Völker die mein Inneres erregten: Äthiopen, Kimmerier, Pelasger, Etrusker (Otfried Müller!), Kelten, Iberer, Libyer usw. Die Karlisten Kriege brachten uns die Basken näher; wie hätte ich solchen Namen wie Zumalacarregui auf die Dauer widerstehen können! In Gotha lebte der Karlistengeneral Baron Rohden, ein Freund meiner Eltern. Wenn er mir begegnete, pflegte er mit seiner heisern Stimme (eine Kugel stak ihm noch im Hals) zu sagen: «Nun, kleiner Humboldt, wie gehts?» Leider meinte er nicht W. v. Humboldt, den kannte man damals kaum, sondern Alexander, der als Ausbund alles Wissens, als der Aristoteles des 19. Jahrhunderts galt. Mein Ruf als Gelehrter hatte aber keine positive Grundlage, sondern nur eine negative; ich machte mir nichts aus Bleisoldaten. Während meiner Schulzeit lernte ich noch Adelungs Mithridates kennen sowie Laramendis El imposible vencido (schon der Titel war eine Verführung!), in Jena noch gab ich mich etwas mit dem Bask. ab. Dann kam das große Interregnum. – Jetzt setzt Urtel das Studium des Bask. fort. Seine Arbeit über die Ausdehnung des Iberischen in Südfrankreich (Berl. Akad.) muß schon gedruckt sein. – So, nun habe ich mich ganz vor Ihnen entblößt und nicht einmal die Schwimmhosen anbehalten.

Kodizille vorbehalten!

Ihr H. Sch.

Graz, 16.9. '17

Lieber Freund!

Am letzten Tage der Sommerzeitrechnung will ich das gräßliche Werk vollenden oder doch beginnen es zu vollenden. Ich habe das dunkle Gefühl Ihnen in meinen Briefen vom 1.3. und vom 6.9. eine Menge läppischen Zeuges mitgeteilt zu haben<sup>28</sup>. Vergessen habe ich zu bemerken daß ich zwar eine Muschel-, Stein-, Siegel- und Münzsammlung (diese letzten sehr schmächtig), aber keine Käfer- und Schmetterlingssammlung besaß, daß ich für Chemie und Physik nie eine besondere Neigung gefühlt habe, wohl aber für Naturgeschichte. Ein kleines Büchlein welches die Linnésche Systematik der Tiere enthielt, fesselte mich einst als Kind so sehr daß ich deshalb eine Kinder gesellschaft aufgab oder aufgeben wollte.

<sup>27</sup> Beifügung am Rand: «Der Cid! 'Tröster meiner Trauerstunden, grosser Cid unüberwunden ...!'»

<sup>28</sup> Cf. N 18.

22.9.17.

Ich brach diesen Brief ab, um Ihnen am 19./20. einen dritten über Späteres zu schreiben<sup>29</sup>. Nun aber erweist es sich mir als dringende Notwendigkeit dieses Autobiographische – es war mir wirklich nicht an der Wiege gesungen worden – endlich einmal zum Abschluß zu bringen. Wenn ich ein französischer Romancier wäre, hätte ich meine Jugendgeschichte kürzer und schöner gestalten können. Ein wenig mit der «allgemeinen Grammatik» beschäftigt, entdecke ich in meiner Bücherei die von Beauzée (1767). Ich hatte sie 1857 in einer Bücherversteigerung – solche besuchte ich damals mit Leidenschaft, und kaufte nur die allerbilligsten Bücher – erstanden, zwei schöne Ureinbände für 2 Groschen (25 Rappen). Daraus, könnte ich dichten, entwickelte sich all meine Sprachforschung, um nun am Ende meiner Tage wieder in Allgemeinheiten sich aufzulösen. – Im Ernst möchte ich inbezug auf meine wissenschaftlichen Neigungen noch Eines bemerken. Obwohl ohne Liebe zur praktischen Mathematik, habe ich von je her eine ganz besondere zur philosophischen gehabt, aber eine rein platonische, ohne ganz feste und umfassende Kenntnisse zu erwerben. Auf dem Gymnasium schon übten die Äußerungen des Lehrers über die im Unendlichen sich schneidenden Parallelen, über die Vieldeutigkeit der Null usw. einen eigenständlichen Reiz auf mich aus. Im ersten Jenaer Semester trieb ich, ganz für mich, Differentialrechnung und war davon so begeistert daß ich auf sie oder wohl eher auf ihren Erfinder Leibniz ein Sonett machte. Und bis in meine alten Tage hat mich dieses Phantom begleitet, ich habe mich immer von Zeit zu Zeit in seinen Armen ausgeruht; vor allem interessiert mich die Mengenlehre. Ich habe diese Sache die mir selbst recht eigentlich vorkommt, deshalb erwähnen wollen weil sie sich nicht selten bei Sprachforschern findet, Vermählung von Mathematik und Sprachwissenschaft. Der bekannteste Beleg dafür ist Graßmann. Bei Baudouin de Courtenay u.a. ist ebenso wie bei mir diese Perversität mehr im Verborgenen geblieben. Als ich den serbokroatischen Lexikographen (und Grammatiker) Budmani in Agram besuchte, traf ich ihn mit der Lösung mathematischer Aufgaben beschäftigt.

Corssens Buch<sup>30</sup> habe ich wohl schon als Gymnasiast kennen gelernt; ich entsinne mich des großen Eindrucks den es auf mich machte. Doch hat es die Wahl meines Studiums kaum bestimmt; ich nahm es wohl erst am Ende oder nach meiner Universitätszeit wieder vor. Es kam soviel anderes dazwischen. Ich sollte nach meinem Abgang vom Gymnasium zunächst einen Aufenthalt in Genf nehmen (wegen meiner Gesundheit); doch entschlossen sich meine Eltern schließlich mich erst in Deutschland studieren zu lassen. Klassische Philologie, natürlich. Vielleicht hätte ich orientalische am meisten gewünscht; aber die konnte man nur in Verbindung mit Theologie stu-

<sup>29</sup> Cf. den folgenden Brief.<sup>30</sup> Cf. N 11.

dieren, wie das in der Tat mein Freund und Schulnachbar Rudloff tat. Auch die neuern Sprachen pflegte man gemeinsam mit Theologie zu studieren. Als *Theologe* wurde ich zwar immatrikuliert, aber nur aus Versehen; wie man auch meinen dritten Taufnamen *Mario* [sic] (nach meiner Patin der Herzogin Marie) in *Marius*, den grinimen Cimbernsieger latinisierte. Im ersten Semester hörte ich, meinem Vater zu lieb, auch juristische Vorlesungen (Institutionen und römische Rechtsgeschichte), dann geriet ich ganz in den Bann von Kuno Fischer – daß ich, bei meinen sehr knappen Geldmitteln mir die vier Bände von seiner Geschichte der neueren Philosophie kaufte, besagt viel; in der Tat trug ich mich mit dem Gedanken mich ganz der Philosophie zu widmen. Neben diesem blendenden Stern verblaßte doch nicht ganz das Licht A. Schleichers, der mich allerdings mehr durch den Stoff, als durch die Art seines Vortrags anzog. Eigentlich wundert es mich daß ich nicht durch ihn veranlaßt worden bin Arianer zu werden. (Sanskrit habe ich einigermaßen betrieben; vielleicht haben die slawischen Sprachen mehr abstoßend als anziehend auf mich gewirkt). Auf die drei Semester Jena folgten die drei Semester Bonn; hier führte, auch für mich, Ritschl das große Wort. Der tüchtige Jahn langweilte mich. Ritschl war gegen mich anfangs sehr wohlwollend; daß sich das änderte, erklärt sich von dem schon Mitgeteilten<sup>31</sup> abgesehen daraus daß ich, aus einem törichten Gerechtigkeitssinn zu meinem Prüfer in klassischer Philologie nicht Ritschl wählte, sondern Jahn, weil er, wie der Pedell mir sagte, an der Reihe war. Ritschl hat dann noch ein paar Mal versteckte Pfeile gegen mich abgeschossen, wobei sich für mich, der abwesend war, mein Vater einsetzte. Doch hat er mich, als ich ihm als Prüfer doch gegenübersaß (im Leipziger Colloquium 1870), doch nicht schlecht behandelt, (eine kaptiöse Frage nahm ich ihm nicht allzu übel) und mir sogar einen, bei seinen körperlichen Umständen sehr beschwerlichen Gegenbesuch gemacht. Daß ich mit meinem Vokalismus des Vulgärlateins eigentlich mich den Latinisten entfremdete ohne den Romanisten näher zu kommen, beruhte zum Teil auf äußern oder gar rein persönlichen Umständen. Diez war doch zu alt um auf diese Dinge näher einzugehen; er hegte aber eine sehr gute Gesinnung gegen mich und nicht bloß in seinen Briefen trat das zu Tage. In seinem Exemplar meines Vokalismus des Vulgärlateins fand sich ein Zettel mit den Worten: «Es ist leicht, da das Werk nunmehr auch mit einem Register versehen ist, wenigstens die Geschichte der einzelnen Buchstaben darin aufzusuchen.» Darunter das früher Geschriebene: «Es bedarf kaum der Bemerkung daß besonders das von Schuchardt gesammelte und kritisch verarbeitete reiche Material zu Rathe zu ziehen ist. Bedeut. Werk.» Bartsch mit dem ich 1868 oder Anfang 1869 in Rom zusammentraf, nahm meine Pläne ins Lager der Romanisten überzugehen «sans enthousiasme» auf und Ebert sagte mir einmal gelegentlich und gemütlich – auf dem Philologentag in Leipzig 1872 – ich glaube, in Gegenwart von Freund Bartsch,

<sup>31</sup> Cf. den Brief vom 29.5.17.

daß ich nicht darauf rechnen dürfte zur Professur zu gelangen wenn ich nicht einen altfranzösischen Text veröffentlichte. Aber siehe da, noch in demselben Jahre hieß es: «Das Unzulängliche Hier ward's Ereignis.<sup>32</sup>» Man hatte an mich auch bei der Neugründung der Universität Straßburg gedacht; der Kurator Frh. von Roggenbach aber hatte, wie ich später hörte, diesen Gedanken wieder aufgegeben, weil ich gerade ein Jahr, bald nach meiner Habilitation, gesundheitshalber fern von der Universität zubrachte. Ich hatte *Mommsen* gebeten, für den Fall daß ihn Roggenbach um Rat fragen sollte, ihm die eigene Ansicht über meinen Vokalismus des Vulgärlateins mitzuteilen. Darauf antwortete mir der «Rauhbein», der er ja immer war (19.1.72): bei der Besetzung eines romanistischen Lehrstuhls könne mein Werk nur nebenher in Frage kommen; wenn ihn Roggenbach in der Sache befreige, so müßte er ihm antworten «daß es nicht auf jenes Werk mit seinem pro und contra, sondern darauf ankomme was Sie als Docent und Schriftsteller im Fache des eigentlich Romanischen geleistet haben und ich hierüber in jeder Hinsicht incompetent bin». Hier darf man nicht sowohl von Engherzigkeit, als engem Gesichtskreis reden. Wie würde Mommsen wohl sich geäußert haben, wenn es sich um einen Lehrstuhl für lat. Philologie gehandelt hätte? wahrscheinlich auch «nur nebenher». Aber in irgend einen Kreis muß doch das Vulgärlatein hineingehören. – Hierbei fällt mir ein: es wäre wohl nicht ganz uninteressant (aber beileibe denke ich nicht an eine Ehrenrettung für mich), wenn man Ritschls Ansicht vom Vulgärlatein, besonders aus seinen *Opuscula philologica*, herstellte. So viel mir in Erinnerung ist, war es ihm nur ein Anhang oder auch eine Fortsetzung des archaischen Lateins, nur mit gänzlicher Beiseitelassung des Romanischen.

Von Herbst 1862 bis Frühjahr 1867 und von Frühjahr 1869–1870 war ich in Gotha, ohne wissenschaftlichen Verkehr von irgendwelchem Belang (brieflicher ausgenommen). Während dieser Zeit machte ich verschiedene kleinere Reisen, von denen mir vor allem die nach den Nordseebädern Boskum (1861, 1862) und Sylt (1864) in dankbarster Erinnerung sind. Sie haben mich körperlich und geistig außerordentlich rege gemacht, meinen Sinn allerdings dem romanischen Süden ab und dem germanischen Norden zugewendet; ich beabsichtigte über das Sylter Friesisch zu arbeiten – versuchte mich zunächst im *Sörling snakki*, wie ein Jahrzehnt später im *tschauntscher rumaunsch*, beides etwa mit gleichem Erfolg, nämlich *scu üna vacha spagnöl(a)*. Vom Mai 1867 bis Ende des Jahres war ich in Genf; von Weihnachten 1867 bis Ostern 1869 in Rom (und Neapel usw.); darüber vielleicht später einmal (Studium des Romanesco, die Vita di Cola Rienzi u.a.), sowie über meine vorAscolischen Studien

<sup>32</sup> Beifügung am Rand: «Dez. 1872 Ernennung zum Ordinarius in Halle.»

im Ladinischen. Wenn Sie mir noch einen Fragebogen schicken wollen – ich bin immer bereit ihn zu beantworten.

Viele Grüße an Gauchat.

Ihr getreuer H. Sch.

Die Krebse sind es bekanntlich gewohnt lebend gesotten zu werden. Doch hat es mich etwas befremdet in der Doktordissertation von Otto Broens Darstellung und Würdigung des sprachphilosophischen Gegensatzes zwischen Paul, Wundt und Marty, Bonn 1913, S. 28 Anm. zu lesen:

«Neuerdings ist von E. Herzog die alte Frage nach der Natur der Lautgesetze wieder einmal behandelt worden, wozu man Voßlers Kritik vergleichen kann. Mit der Nennung der Namen Wechsler, Osthof (!) und Wundt sollte aber wohl endgültig dieses ‘Problem’ als abgeschlossen gelten.»

19.9.17

Lieber Freund,

Meine Briefe vom 1./3. und 6./9. d.M. haben Sie hoffentlich empfangen<sup>33</sup>, falls nicht etwa die Zensur mit ihnen wegen ihrer Länge kurzen Prozeß gemacht haben sollte. Ich werde diese Kindereien fortsetzen – hat man A und B gesagt, so muß man auch C sagen; ich hatte sogar schon damit begonnen, werde aber nur von all den verzwickten Seitenpfaden auf die Hauptstraße zurückgetrieben. Nämlich durch eine Bemerkung von L. Spitzer, die sich zu Anfang seiner Anzeige von Toblers Altfranz. Wörterbuch in den Göttinger gelehrteten Anzeigen findet. Er meint, der Ausdruck «Schule» sei mir *verhaft*t. Ich habe ihm, wir stehen in lebhaftem Karten- (auch Brief-)wechsel, gesagt diese Bezeichnung sei stark übertrieben, und könne aus meiner Äußerung über Diez nicht entnommen werden. Im Kern ist die Sache allerdings richtig – ich verhalte mich gegen «Schule» im aktiven wie im passiven Sinn ablehnend. Aber mir schwiebt dabei «Schule» vor wie man es zu Ritschls Zeit verstand. Als Korpsstudent hatte ich ja schon einen Begriff vom «esprit de corps» (damals sagte man es noch französisch), aber eben deshalb mochte es mir in der Sphäre der Wissenschaft nicht gefallen, und schon in der Kindheit war mir aller Druck und Zwang in geistigen Angelegenheiten zuwider gewesen. Neid spielte dabei nicht mit, ich selbst war ja *ordentlich* abgestempelter Schüler Ritschls. Für die alten Komiker hatte ich schon vorher viel Interesse, wenigstens für Aristophanes. Ritschl hat mich jedenfalls in der Richtung auf Plautus lebhaft vorwärts getrieben, ebenso wie auf Terenz, lat. Inschriften usw. Als es für mich Zeit wurde den Gegenstand der Doktorarbeit zu wählen, dachte ich an mancherlei, an Terenzscholien (mit ihnen hatte ich mich wäh-

<sup>33</sup> Cf. N 18. – Gleich nachher steht am Rand das Datum 20.9.17.

rend einer vierzehntägigen Karzerhaft<sup>34</sup> eifrig beschäftigt; – eine Terenzkollation war mir von Ritschl anvertraut worden, aber wegen Nichtbenutzung dann wieder abverlangt), an plautinische Metrik, an den Mistkäfer zu Beginn eines Lustspiels von Aristophanes. Aber es kam anders; *Inschriften* hatten es mir von früh auf angetan und Inschriften entschieden nun meine wissenschaftliche Richtung. Im Frühjahr 1862 unternahm ich mit einem Fuchs meines Korps, einem Herrn von Prittwitz, der für Natur und Kunst nicht unempfänglich war, von Bonn aus einen Ausflug nach Trier. An dem Dorfe Briedeln, das meinem Großvater zufolge der Stammsitz der Familie Bridel war<sup>35</sup>, fuhr ich auf dem Moseldampfer achtlos vorüber; Triers Altertümer erfüllten mich ganz, und auf lange Zeit hinaus die ärmsten und verächtlichsten, die christlichen Grabinschriften. Ich erwarb, glaub ich, schon früh das kümmerliche Buch von Fleetwood, (1691), dessen zweiten Teil die Christiana monumenta bilden. Nachdem ich Herbst 1862 die Universität verlassen hatte und nach meiner Vaterstadt Gotha zurückgekehrt war, widmete ich mich da, in wissenschaftlicher Vereinsamung, durch die treffliche Schloßbibliothek und von auswärts durch die Göttinger und die Weimarer Bibliothek (wo mein Freund Reinhold Köhler mir jederzeit half) unterstützt – jede Woche kam wenigstens ein Bücherpaket an – der Arbeit über das Vulgärlatein. Sie wuchs zu einem dicken Folianten in zweifelhaftem Latein aus, mit dem ich im Frühjahr 1864 zu Bonn promovierte und den ich dann ins Deutsche, bessernd und erweiternd, umgoß – wiederum in Gotha – zu Anfang 1866 erschien der erste Band. Es ist mir nicht wahrscheinlich daß ich beim Verlassen der Universität Ritschl von meinem Plan in Unkenntnis gelassen hätte. Es dünkt mich sogar, er habe abgewinkt; keinerfalls hat er mich dazu angeregt, und sollte er mir irgendwelche Fingerzeige gegeben haben, so habe ich sie nicht befolgt. Gewiß hat Ritschl in meinem Werke kein Kind seines Geistes gesehen. «Palmarum» 1864 schrieb er mir davon, am Tage nach dem Empfang, als von einem «Denkmal stupenden Fleißes» und als solches wurde es auch in dem Diplom bezeichnet. Die Wenigen die das Buch überhaupt erwähnten, bedienten sich dieses Kennwortes. Ich entsinne mich keines wirklich sachlichen Eingehens; doch werde ich noch nachsehen. 19.3.1866 schrieb mir Ritschl sofort nach Empfang des ersten Bandes einen sehr bemerkenswerten Brief. Ich teile Ihnen das Wesentliche daraus mit:

«Bis dat qui cito dat ... Wenn Sie voraussetzen, daß ich über abweichende Meinungen, die Sie gegen mich geltend machten, nicht empfindlich sein werde, so kennen und beurtheilen Sie mich sehr richtig. Übrigens ist mir beim ersten flüchtigen Durchblättern noch nicht einmal etwas der Art aufgestoßen, sowie ich das auch, ehrlich

<sup>34</sup> Dazu am Rand die Erklärung: «(Kumulierung vermeintlicher Untaten). Die schönste Zeit meines Bonner Studiums; kühle Räume bei Hochsommerglut – ich durfte täglich einmal im Rheine baden – vollständige Ruhe!»

<sup>35</sup> Cf. N 23.

gestanden, nach Ihrer lateinischen Abhandlung kaum erwartete. Nämlich insofern nicht, als ich bei deren genauer Durchlesung vielmehr im Gegentheil fand, daß Sie ziemlich zahlreiche Erörterungen über sprachgeschichtliche Punkte, wie ich sie bei verschiedensten Gelegenheiten im Laufe mancher Jahre gegeben, entweder nicht kannten oder absichtlich ignorierten, obgleich mir doch schien (und scheint), daß nicht wenige Erscheinungen, für die meist auf andere verwiesen zu werden pflegt, zuerst von mir in dasjenige Licht gestellt worden seien, dem eine mehr oder weniger allgemeine Zustimmung – oder doch Anerkennung der eigentlich Sachverständigen und Stimmberechtigten zu Theil geworden ist. Und darum, will ich gestehen, hatte auch Ihre freundliche Dedicationsabsicht etwas Überraschendes für mich. – Aber vielleicht unterscheidet sich ja auch darin, wie schon auf den ersten Anblick in so vielem Andern, die jetzige Umarbeitung wesentlich von dem früheren lateinischen Entwurf was mich aufrichtig freuen sollte.»

Dabei hatte es natürlich nicht sein Bewenden; aber meine Erinnerungen sind unsicher, besonders in chronologischer Beziehung. Bevor ich den eben mitgeteilten Brief wieder las, schwiebte mir vor, Ritschl habe mir vorgeworfen, ich stünde zu wenig «auf den Schultern meiner Vorgänger», ich hätte ihn dann ersucht mir bestimmte Angaben über meine Vernachlässigungen zu machen, er hätte mir erwidert: «schaun Sie nur selbst nach», ich hätte darauf hin das halbe Hundert Programme o.ä. von Ritschl durchgesehen<sup>36</sup> und nichts Wesentliches gefunden, was nachzutragen gewesen wäre. Es haben sich hier irgendwie Mitteilungen meines Freundes K. Zan gemeister eingemischt. So viel steht fest daß ich Ritschl ein Ärgernis war, daß ich durchaus nicht die Richtung eingeschlagen hatte, die er erwarten durfte; mir kam damals der Verdacht, er habe irgend einen andern seiner Schüler dazu ausersehen diese Aufgabe oder doch eine *ähnliche* zu bearbeiten. Denn ich dachte mir das Vulgärlatein von vorn herein ziemlich anders als Ritschl, und der Punkte über die wir uns gemeinsam geäußert haben, sind doch nicht gar zu viele. Sollten Ritschl solche Stellen wie II, 286 ganz entgangen sein, wo ich ihm widersprochen habe? Wenn ich 1866 irgend etwas entdeckt hätte, was die Berufung auf Ritschl forderte, so würde ich es sicherlich im Band III vorgebracht haben (vielleicht findet sich da irgend welcher Nachtrag dieser Art – ich kann das jetzt nicht untersuchen). Der Verdacht des «absichtlichen Ignorierens» war jedenfalls sehr kränkend für Jemanden, der auch damals schon in der Angabe seiner Quellen so gewissenhaft wie möglich war (daher empfand ich auch im späten Alter Meringers Plagiatanschuldigung lebhafter als vielleicht mancher andere es getan hätte). –

Und nun will ich Ihnen sagen -- da Sie das besonders zu wünschen scheinen – was ich über meinen Vokalismus des Vulgärlateins nach einem halben Jahrhundert, hoffentlich ohne Verblendung, denke. Ich habe im Ganzen wenig Freude daran gehabt,

<sup>36</sup> Beifügung am Rand: «Die gesammelten Opuscula philologica erschienen erst später.»

ja es sogar bedauert die besten Jahre meines Lebens an eine so trockene, unendlich mühsame und mechanische Arbeit verloren zu haben, die Herstellung eines Scherbenbergs. Denn, um Ihre Worte zu gebrauchen, «daß ich dem Latinisten hinsichtlich der Vitalität einer vulgärlat. Form durch die Angabe der fortlebenden romanischen Formen ein sicheres Kriterium an die Hand gab», das war das Neue nicht, und wenn es das war, so war es etwas allzu Kümmerliches. Sie sagen unmittelbar darauf, Sie seien «zu wenig vertraut mit dem Stand der vulgärlat. Forschung Mitte der 60er Jahre». Darüber habe ich mich gewundert. Gab es denn damals überhaupt eine vulgärlateinische Forschung? Was dahin gezählt werden könnte, habe ich I, 40–44 zusammengestellt; vor meinen Augen hielt, außer den paar Aufsätzen von Pott, nur Corssens Buch (1. Aufl.) Stand, in welchem das Vulgärlatein häufig, wenn auch nur in einer Dienerrolle auftritt. Diesem Buch verdanke ich nicht wenig Anregung. Wenn ich nun irgend ein Verdienst in dieser Sache beanspruchen dürfte, so wäre es das: den unförmlichen Block, das Vulgärlatein, ins Rollen gebracht oder eine Substanz hergestellt zu haben, über deren Beschaffenheit und Gestalt man sich methodisch unterhalten konnte. Deshalb lege ich nicht sowohl auf die Formensammlung Gewicht, als auf die Einleitung (mit den entsprechenden Nachträgen von III etwa dritthalb hundert Seiten). Das Vulgärlatein sollte als Treffpunkt für Romanisten, Latinisten, Arianer erscheinen; deshalb hatte ich mir als Anzuwidmende Diez, Ritschl, Schleicher gedacht. Der letzte lehnte dankend und mit Begründung ab; Ritschl wunderte sich daß ich Diez als meinen Lehrer bezeichnete, obwohl ich nie bei ihm gehört hätte – als ob es nur gehörte Lehrer gäbe! Andres ein andres Mal! Schreiben Sie mir inzwischen, was Sie noch zu wissen wünschen.

Herzlichst Ihr H. Sch.

Graz, 10.11.'19

Lieber Freund,

Nun muß ich doch zum Schlusse kommen, bevor mit mir Schluß gemacht wird. Sie sind an allem schuld; ich habe nie die Gewohnheit gehabt mich in die Erinnerungen an meine Vergangenheit zu vertiefen, da sie immer einen unangenehmen Beigeschmack hatten; Sie haben die Schleußen aufgezogen, nun müssen Sie die Flut über sich ergehen lassen. Soviel wissen Sie nun schon daß mein anscheinend glücklich verlaufenes Leben innerlich durch die Neurasthenie sehr verunstaltet worden ist – ich habe mir manchmal den Tod gewünscht. Im Sommer war es von jeher am Schlimmsten; mochte ich im Norden oder im Süden weilen, unablässiger Kopfdruck und Aspannung; gerade die schönsten Tage waren es für mich am wenigsten. Vor einem halben Jahrhundert etwa las ich in einem Buche des berühmten Nervenarztes Beard, und zwar am Schluß der Vorrede, Worte die auf mich den größten Eindruck

machten: «Neurastheniker werden oft sehr alt – man kann sagen: *leider*». Zu jener Zeit sahen einen aber selbst die Ärzte noch als «malade imaginaire» an; und das war eine sehr unangenehme Zuwage. Wenn man weiß daß man um seine innern Hemmungen zu bewältigen und sich überhaupt nichts merken zu lassen, weit mehr Willenskraft aufbieten muß als jene gesunden starken Menschen zu betätigen Gelegenheit haben, die über einen die Achseln zucken! Ich beklagte mich einmal darüber bei Krafft-Ebing und er machte mir tröstende Mitteilungen; mir selbst haben im Laufe der Zeit manche gestanden: jetzt begreifen wir Sie. Mein Vater, als kerngesunder Mann, glaubte nicht an Nerven und sein Erziehungssystem zog sie gar nicht in Rechnung; er war nicht gerade überstrenge, aber jedenfalls sehr launenhaft, mehr auf seine eigene als auf meine Befriedigung eingerichtet. Vom Selbstbestimmungsrecht hielt er etwa so viel wie Clémenceau. Er schüchterte mich beständig ein um mich dann bei der oder jener mir unpassend erscheinenden Gelegenheit in den Vordergrund zu stoßen. Z.B. Im Alter von 14 Jahren verfaßte ich ein, nach meinem Geschmacke, «formvollendetes» Gedicht in zwölf Strophen, von dem der paterfamilias Kenntnis nahm. Ich erwähnte zufällig daß wir in unserer Klasse eine Deklamationsstunde haben würden, in einigen Wochen, wo jeder ein Gedicht nach eigener Wahl vorzutragen hätte. Mein Vater meinte: da kannst du ja dein Gedicht vortragen. Ich erzitterte; mein Vater gab immer nur «Ratschläge»; aber es waren «Diktatratschläge», die ein Zurück ausschlossen. Es kamen für mich die qualvollsten Wochen die ich vielleicht in meinem langen Leben durchgemacht habe; die Sache selbst erledigte sich natürlich aufs beste. In andern Fällen nötigte mir mein Vater der ein leidenschaftlicher Gelegenheitsdichter war, seine Erzeugnisse zum Vortragen auf. Einmal, bei einem Polterabendsscherze, blieb mir ein solches gleich anfangs in der Kehle stecken; es «lag» mir eben gar nicht. Damals hätte ich die Gefahren schon ahnen können die mir auf dem Katheder drohten. Es handelte sich ja nicht um Gedächtnisschwäche, um ein Verlieren des Fadens den man wieder aufnehmen könnte, sondern um ein völliges Abreißen des Fadens; es befällt einen eine völlige Ermüdung, das Bedürfnis nur ein paar Augenblicke auszuruhen. Hat man sein Manuskript vor sich, so kann es nie ganz schlimm werden. Einmal, und zwar hier in Graz, passierte es mir daß ich das Heft vergessen hatte (es war eine Vorlesung über Keltisch); es ging aber glimpflich ab, die Zuhörer merkten wohl nicht wie unbehaglich es mir zu Mute war. Die völlige Vertrautheit mit dem Gegenstande spielt dabei gar keine Rolle. Auch im Privatgespräch vermeide ich es eine längere Auseinandersetzung, ja selbst eine längere Anekdote zu beginnen, immer von der Angst besessen stecken zu bleiben. Ich will mich aber nicht schlechter machen als ich bin; ich glaube daß meine Vorlesungen, wenn sie auch mir selbst keine Freude bereiteten, nicht unter dem Durchschnitt geblieben sind, und noch weniger meine Übungen, insofern ich mich dabei ausruhen konnte. Und überdies denk ich, ich bin nicht der Fuchs mit den Trauben wenn ich überhaupt größte Beschränkung der Zahl der akademischen

Vorlesungen für wünschenswert halte: eine und die andere Bravourvorlesung, einleitende oder zusammenfassende, aber nicht etwa ein vierstündigtes Kolleg über französische Lautgeschichte u.dgl. Wozu ist denn die Buchdruckerei erfunden? Alles Lehren ist in die Übungen zu verlegen! Geprüft habe ich besser, das heißt menschlicher, als andere, oder vielmehr nicht dem überlieferten Schema zufolge: «dem Kandidaten wurden folgende Fragen vorgelegt ... Frage 1 wurde mit Nachhilfe richtig beantwortet.» usw. Ist das nicht gräulich? Ich weiß nicht ob das Verfahren hier noch üblich ist und wie es anderswo damit steht. – Doch um mich dem Objekte Tobler zu nähern<sup>37</sup>, muß ich eine meiner pathologischen Eigenschaften die ich schon berührt habe nochmals hervorheben: nämlich meine Scheu irgendwie in den Vordergrund zu treten, wenn auch nur räumlich. Beim großen Jubiläum von Bologna befiehl mich, als ich in die Mitte treten sollte um als Delegierter unserer Universität etwas in Empfang zu nehmen, die krankhafte Angst und ich mußte mich vertreten lassen. Schon als Kind mochte ich ungern bitten und fragen. Mein Vater suchte mich zum Streber auszubilden; es wurde aber nur ein Widerstreber daraus. So ist es denn eigentlich – und auch mir selbst – verwunderlich daß ich als Privatdozent mich um eine Professur bewarb, und insbesondere mich Toblern ans Herz legte. Aber das geschah unter dem Drang und Zwang meines Vaters, der nach zwei Jahren (von denen ich eines meiner Gesundheit wegen beurlaubt war) schon im höchsten Grade ungeduldig war. Damals habe ich sogar etwas Ungeheuerliches getan: ich bin, bei einem Besuch meiner Verwandten in Dresden, zum Kultusminister von Gerber gegangen (nach einem von meinem Vater ausgearbeiteten Programm mit Berufung auf persönliche Beziehungen u.dgl.) und habe mich als Kandidaten für ein Extraordinariat vorgestellt. Er empfing mich kühl, aber sehr kühl, was ganz in der Ordnung war. Es war derselbe Mann, der nach Eberts Tod (1890) mich nach Leipzig rief; diesmal dankte *ich*. Über meine Psychologie von Halle (1873–1876; im Sommersemester 1876 war ich aber wegen meiner Gesundheit wiederum beurlaubt) bin ich mir nicht im klaren; ich hatte alle Ursache den Berlinern dankbar zu sein, die mich vom zweijährigen Privatdozenten zum Ordinarius erhoben hatten, ich hatte in gesellschaftlicher Beziehung nicht zu klagen, alle Kreise standen mir offen, auf dem Land wie in der Stadt usw. (auch habe ich dort kymrisch reden gelernt), aber ich befand mich nicht glücklich und das beruhte wohl wesentlich auf physischen Ursachen; die Natur von Halle mutete mich gar nicht an, der Himmel erschien mir trüb und dazu kam daß mein Beruf auf mir lastete, ich war geradezu berufskrank. Endlich sagte mir auch die geistige Atmosphäre – trotz aller der dort wirkenden bedeutenden Männer – wenig zu, ich fühlte mich beengt, überwacht, das Leben zu unfrei, zu nüchtern. Es bildete sich bei mir eine gewisse Abneigung gegen das preußische Wesen aus; ich entsinne mich daß ich, als ich einmal (das einzige Mal)

<sup>37</sup> Über Adolf Tobler handelt schon ein früherer Brief (25.10.19).

nach Berlin fuhr und im Zug mit dem mir gut bekannten Ernst Kuhn (dem Münchner, aber geborenen Berliner) zusammentraf, ihm gegenüber so heftig gegen Berlin und die Berliner loszog, daß eine neben uns sitzende Dame sich in unser Gespräch mischte und erklärte, als Mutter eines preußischen Offiziers könnte sie das nicht stillschweigend mit anhören. Ich kann mich nicht mehr erinnern, welche besondern Gravamina ich vorbrachte. Ich weiß nur so viel daß ich mir Leipzig statt Berlin als geistigen Mittelpunkt Deutschlands wünschte, daß ich ungemein romanenfreundlich war und mir der aufkeimende deutsche Chauvinismus auf die Nerven ging. Das kam dann gelegentlich der *Diezstiftung* zum Ausbruch, da bin ich mit Tobler zusammengekracht, der nicht mit Unrecht mich damals des Undanks hätte zeihen dürfen. Das Wesentliche der Tatsachen ist Folgendes. Am 1. Febr. 1877 erließ das Komité der *Diezstiftung*, das von Tobler ins Leben gerufen worden war, seinen Aufruf. Tobler schickte ihn mir, mit einem ausführlichen Brief (3. Febr.), in welchem er sich entschuldigt, mir nicht schon vor dem Druck des Aufrufs in dieser Sache geschrieben zu haben. Ich zeigte mich einer *Berliner Diezstiftung* sofort abgeneigt; ich träumte von einer *internationalen Diezstiftung*, einem Symbol der Völkerversöhnung, und meine Antwort muß eine starke politische Färbung gehabt haben. Denn Toblers Erwiderung vom 7. April<sup>38</sup> spricht von meinen «Auslassungen über Preußen, die hiesige Akademie und die Staatsanwälte usw.». Das hat sich zum Teil auf bestimmte Tagesereignisse bezogen, die mir nicht mehr gegenwärtig sind, zum Teil auf die Preiskrönung von Stünkels *Lex Romana Utinensis*. Für diese war allerdings Tobler verantwortlich, doch hatte ich schon vor Kenntnis des Aufrufs eine Kritik derselben verfaßt und an Gröber geschickt (2. Febr.), wobei ich (I, 125)<sup>39</sup> der gelehrten Körperschaft und Tobler – der übrigens damals, was ich nicht wußte, noch nicht wirkliches Mitglied war – meine «wahrhaft Hochachtung» bekundete. Ich stürzte mich mit Feuer und Flamme in die Opposition, korrespondierte eifrigst mit allen Romanisten des Auslandes und verfaßte beifolgenden Aufruf. Es würde mich gar zu weit führen wenn ich ins Einzelne gehen wollte; der Briefwechsel mit Ascoli, G. Paris, Monaci usw., sowie mit Gröber, Suchier und andern Deutschen ist vielleicht interessant genug, um einmal – die Menschen sind fast alle tot – im Auszug veröffentlicht zu werden. Ich mag in dieser Angelegenheit leidenschaftlich, unkorrekt, töricht verfahren sein; aber ich hatte mein ganzes Herz hineingelegt und um Befriedigung persönlicher Eitelkeit handelte es sich nicht. Noch jetzt klingt der Idealismus jener Zeit in mir nach und ich schätze ihn höher als meine wissenschaftlichen Elucubrationen. Möge man auf meinen Grabstein die Worte setzen: In seinem langen Leben hatte er nur einen guten Gedanken und der war eine Dummheit. – Ein Dutzend Jahre später bat ich

<sup>38</sup> Bemerkung am Rand: «Vorher noch hatte er mir zwei lange Briefe (25. Febr., 1. März) geschrieben.»

<sup>39</sup> *ZRPh. I* (1877), 125 (Anzeige von L. STÜNKEL, *Lex Romana Utinensis*).

G. Paris, dem gegenüber ich einmal A. Tobler als *tête carrée* bezeichnet hatte, zwischen mir und ihm zu vermitteln. Das Ergebnis war ein Brief von Tobler (28. Apr. 1890), der mit den Worten begann: «Sehr geehrter Herr Kollege: Eine bei mir etwa vorhandene Mißstimmung gegen Sie zu beseitigen hätte sicher niemand mit mehr Aussicht auf Erfolg versuchen können als mein lieber Jugendfreund G. Paris.» Und weiter in liebenswürdigster Weise und so haben wir denn später noch ein Dutzend Briefe und Karten gewechselt (zum Teil redet er mich mit *Verehrter Kollege und Freund*, auch bloß *Verehrter Freund* an). Wir haben uns persönlich wieder begrüßt, sein Gegenschwäher (ich weiß nicht ob Vater des Sohns oder der Tochter) war ein etwas älterer Schulfreund von mir, ein Gothaer. – Nicht wahr das ist lustig, Schuchardt gegen den «Preußen» Tobler ?

11. Nov.

Wenn Sie noch weitere Auskunft über meine «Beziehungen» zu Tobler haben wollen, so deuten Sie mir an worauf es ankommt. Persönliche Anregungen zu meinen Forschungen verdanke ich ihm nicht; nur Bücher haben überhaupt auf mich gewirkt. Ich war von jeher ein Eigenbrötler ersten Ranges;träumerisch, in mich gekehrt. Alles Obligatorische hat mich abgestoßen; meine beste Kennzeichnung wäre vielleicht die: er hat zeitlebens nur *Allotria* getrieben.

Wie jeder meiner Briefe an Sie, so auch dieser – desinit in piscem, muß es. Anknüpfend an meine *romantische* Periode erwähne ich daß ich im Okt. 1873, da ich einige Tage bei Flechia in Piverone und andere bei meinem Leipziger Freunde Prof. Cerri in Dogliani zu Besuch war, wörtlich an meine Eltern schrieb: «Über die jetzt herrschende Freundschaft zwischen Deutschland und Italien bin ich so glücklich, daß ich lächerlich werden würde, wollte ich diese Empfindungen rückhaltlos zu Tage treten lassen. Überhaupt will ich nicht leugnen daß, was Italien anlangt, mein Kopf mit dem Herzen durchgeht». Solche Träume hat man nur einmal im Leben ...<sup>40</sup> Doch genug; ich sehe um mich nur Totenkreuze, und bin dabei mein eigenes aufzupflanzen. Sie aber mögen glücklich und für die andern gedeihlich fortleben!

Ihr getreuer und dankbarer  
H. Schuchardt

<sup>40</sup> Hier folgt eine leidenschaftliche Anklage der Entente-Mächte vom deutsch-österreichischen Standpunkt aus. Wir lassen sie weg und geben den Schluß des Briefes. – Nach der Unterschrift steht die Bemerkung: «Die vielen Einficksel kommen auf Rechnung meiner Augen; es fehlt mir an Überblick.»